

# NATSUME Sōseki: Der Bergmann

Aus dem Japanischen übersetzt von Franz Hintereder–Emde

## Kapitel 11 bis 20

Franz Hintereder–Emde

11

Na, sei's drum, wo man es mir schon derart angepries, würde Chōzō bestimmt auf meine Bitte hin irgendwas unternehmen, daher schwieg ich und fragte gar nicht erst nach. Und siehe da, mit Schwung erhob er sich mit seinem *Dotera*–Hintern vom Klappstuhl:

»Ja dann, laß uns gleich mal losgehen. Junge, hast du alles beieinander? Paß auf, dass du nichts vergißt.«

Da ich nur mit den Kleidern auf dem Leib von zu Hause losgezogen bin, konnte ich schwerlich mehr als meinen Körper vergessen.

»Hab nix bei mir.«

Als ich mich erhob, blickte ich ins Gesicht der Wirtin. Da hätte ich doch glatt die Rechnung dieser *Manjū* vergessen. Chōzō machte ein unbeteiligtes Gesicht und war schon halb an der Schilfrohrmatte vorbei nach draußen getreten und überblickte die Straße. Ich holte aus meiner Tasche den Geldbeutel mit den zweiunddreißig Sen und zahlte die drei Teller *Manjū*, für den Tee legte ich noch fünf Sen drauf. Wieviel die *Manjū* ausmachten, ist mir völlig entfallen, ich erinnere mich nur daran, dass die Wirtin sagte:

»Wenn du als Bergmann richtig was zusammengespart hast, dann schau bei der Rückkehr wieder vorbei.«

Später hab ich zwar als Bergmann aufgehört, hatte aber nie mehr Gelegenheit, an diesem Teehaus vorbeizukommen.

Ich folgte also Chōzō und trat auf die Kiefernallee, von der ich die Nase gründlich voll hatte, und stapfte, dass der Staub aufwirbelte, den geraden Weg entlang, aber was sich vorhin ewig hingezogen hatte, war jetzt ungewöhnlich schnell überstanden. Im Nu waren also die Kiefern verschwunden und wir kamen zu einer schäbigen Poststation, wie man sie an der Hauptstraße in Itabashi<sup>1</sup> findet. Und tatsächlich fuhr wie in Itabashi ein klappriger Pferdeomnibus vorüber. Chōzō, der einen Schritt voranging, wandte sich um

und fragte:

»Will er nicht mit der Kutsche fahren? «

»Hab nichts dagegen« antwortete ich. Worauf er umgekehrt fragte:

»Ist es auch recht, wenn wir nicht damit fahren.«

»Ist mir auch recht« antwortete ich. Chōzō setzte ein drittes Mal nach:

»Was machen wir also? «

»Mir ist es egal« antwortete ich. Währenddessen war der Pferdewagen längst vorüber gefahren.

»Na, dann gehen wir eben.«

Damit ging Chōzō wieder los. Ich ging ebenfalls los. Von Ferne sah ich, wie der Staub der Kutsche in Sonnenlicht getaucht war und die Straße gelblich trüb schimmerte.

Indessen wurde die Straße zusehends belebter, das Stadtbild allmählich ansehnlicher. Zu guter Letzt kamen wir auf einen Platz, der etwas von der Pracht des Kagurazaka in Ushigomi<sup>ii</sup> hatte. Die Art der Geschäfte und das Aussehen der Leute, auch ihre Kleider waren ganz wie in Tokyo. Jemand wie dieser Chōzō war kaum auszumachen.

»Wo sind wir denn hier?« als ich das Chōzō fragte, schien er erschrocken:

»Hier? Du kennst das hier nicht?« Er sagte es mir auf der Stelle ohne einen Anflug von Lachen. Damit wußte ich den Ortsnamen, werde ihn aber hier absichtlich nicht nennen. Dass ich den Namen dieser belebten Stadt nicht kannte, schien Chōzō reichlich zu verwundern, denn er fragte:

»Wo ist er denn geboren?«

So gesehen hatte mich Chōzō bisher mit keinem einzigen Wort zu meiner Vergangenheit befragt; dafür, dass er jemandem eine Stelle vermitteln wollte, war er geradezu unbekümmert, erst später verstand ich, dass dieser Kerl in solchen Sachen völlig gleichgültig war. Seine Frage zu jenem Zeitpunkt war nichts mehr als Neugier, die der Schrecken über meine Unwissenheit geweckt hatte. Das zeigte sich schon daran, dass er auf mein ›Aus Tokyo‹, nur ein kurzes ›Ach ja!‹ fallen ließ und ohne weitere Frage, mich förmlich hinter sich herziehend, in eine Seitengasse einbog.

12

Offen gesagt, ich bin der Sproß einer ziemlich hoch gestellten Familie. Aufgrund verwickelter Umstände konnte ich es nicht mehr länger aushalten und bin von zu Hause durchgebrannt, aber nicht, wie oft der Fall, aus Missmut oder Boshaftigkeit meinen Eltern gegenüber. Irgendwie hatte ich die Welt satt, sogar mein Zuhause wurde mir lästig, die Gesichter meiner Eltern und der ganzen Verwandtschaft konnte ich nicht mehr länger ertragen. Als ich bemerkte, wie schlimm es um mich stand, versuchte ich ernsthaft,

meine Gefühle wieder in den Griff zu bekommen, aber es war zu spät. Ich versuchte zwar, wieder Boden unter den Füßen zu gewinnen, aber je hastiger ich danach trachtete, desto schlimmer wurde meine Abscheu. Zu guter Letzt sprang der Spund aus all der verkrampften Anstrengung, das Gebäude meines Geduldspiels brach in sich zusammen. An dem Abend bin ich schließlich abgehauen.

Wenn ich nach der Ursache forsche, stand da im Mittelpunkt ein Mädchen. Und neben diesem Mädchen stand noch ein weiteres Mädchen. In der Nähe der beiden Mädchen ihre Eltern. Ihre Familien. Alle Welt war darin verwickelt. Und da begann das erste Mädchen sich mir gegenüber mal rund, mal eckig zu machen. Aus irgendeinem Grund blieb mir gar nichts anderes übrig, als selber auch erst rund, dann eckig zu werden. Aber indem ich so rund und wieder eckig wurde, blieb ich dem zweiten Mädchen gegenüber ein von Geburt an bestehendes Versprechen schuldig. Trotz meiner jungen Jahre hatte ich eine klare Vorstellung von meiner gesellschaftlichen Stellung. Aber je unverzeihlicher ich es selbst empfand, desto heftiger wurde ich mal rund mal eckig. Zu guter Letzt hatte sich nicht nur meine Gestalt, sondern auch meine innere Struktur verwandelt. Das alles hat das zweite Mädchen vorwurfsvoll beobachtet. Desgleichen meine Eltern und die Verwandtschaft. Die ganze Welt sah es. Ich hab versucht, mein Herz, das sich streckte und zusammenzog, verbog und verdrehte, irgendwie zu verbergen, aber das erste Mädchen hat einfach nicht locker gelassen und sich gedehnt und gestreckt, wie es ihr gefiel, da war nichts zu verbergen. Die Eltern sahen es und die Verwandten. Schändlich sei das. Ich selbst fand das Ganze nicht weniger schändlich, aber in der Beurteilung, was nun schändlich sei, gab es ziemliche Unterschiede. Ich habe Ausflüchte versucht, aber sie wollten nichts davon hören. Selbst meine Eltern schenken mir kein bißchen Vertrauen, das war der größte Nachteil, zugleich war mir klar, solange ich an der Seite des ersten Mädchens bleiben würde, sei alles ungewiß und unter Umständen käme es tatsächlich zu einer durch nichts zu entschuldigenden Schande. Aber ich konnte mich einfach nicht trennen. Dabei tat mir das zweite Mädchen leid und mein Gefühl, dass es unentschuldig sei, wurde von Tag zu Tag heftiger. – Derart stürzten aus allen Richtungen die widersprüchlichsten Gefühle auf mich ein, als hätten sich fünf verschiedenfarbige Fäden ineinander verheddert, zieht man hier, verknottet sich's dort, lockert man dort, verwurstelt sich's hier, da war klar, dass sich in meinem wirren Kopf nichts würde auflösen können. Ich habe alles Mögliche versucht und mir bis zum Überdruß den Kopf zerbrochen, aber da kam keine Lösung in Sicht; an diesem Punkt angelangt, erkannte ich endlich: Ich war es ja, der sich quälte, und es gab keinen anderen Ausweg, als von mir selbst aus diese Quälerei einzustellen. Bisher hatte ich von Qualen getrieben nur versucht, andere Leute statt meiner zum Handeln zu bringen; um eine gute Lösung für mich zu finden hatte mich völlig auf andere verlassen.

Ganz so, als wenn ich jemanden auf der Straße traf, einfach stehen blieb und mein Gegenüber veranlasste, auf den matschigen Straßenrand auszuweichen. Es war nichts anderes, als den andern davon zu überzeugen, ich bleib wo ich bin, während er sich nach meinem Willen hätte bewegen sollen. Mich vor diesen Spiegel zu stellen und mich über mein eigenes Spiegelbild aufzuregen, das brachte nichts. Wenn sich dieser Spiegel, nämlich die Gebote der Gesellschaft, nicht so ohne weiteres bewegen ließ, dann gab es keine bessere Lösung, als selber vor dem Spiegel wegzutreten.

13

Angesichts dieser vertrackten Beziehungen beschloß ich zu verduften. Aber um sich wirklich in Luft aufzulösen, blieb keine andere Lösung, als mir das Leben zu nehmen. Ich hab es wiederholt versucht. Aber stets, wenn es um's ganze ging, hab ich entsetzt abgebrochen. Ich mußte einsehen, Selbstmord läßt sich trotz eifriger Übung nicht meistern. Wenn ich mich schon nicht spontan umbringen kann, dann werde ich mich eben selbst zugrunde richten. Wie erwähnt, habe ich ziemlich hochgestellte Eltern und bin von einem Rang, dem es von morgens bis abends an nichts fehlt, womit in unserem Hause etwas wie Selbstvernichtung undenkbar war. Mir blieb nichts anderes übrig, als durchzubrennen.

Auch wenn ich verschwinde, überlegte ich, werde ich diese Beziehungen hier nicht vergessen können. Andererseits, warum sollte ich nicht alles vergessen können. Kurzum, solange ich es nicht wage, werde ich das nie wissen. Selbst wenn sich mir das ganze Leiden beim Durchbrennen an meine Fersen heften würde, beträfe das immerhin nur mich allein. Zweifellos wäre mit meinem Verschwinden allen Zurückbleibenden geholfen. Obendrein stand fest, dass wer durchbrennt, nicht sein ganzes Leben lang auf der Flucht sei. Da ich mich nicht auf der Stelle auslöschten konnte, wollte ich für's erste durchbrennen. Falls ich aber von der Vergangenheit eingeholt und gequält werden würde, wäre es nie zu spät, nochmals über einen Plan nachzudenken, mich selber zu grunde zu richten. Und falls das alles nicht klappt, mach ich eben doch Selbstmord. – Wie ich das hier beschreibe, steh ich als durchweg schrecklicher Kerl da, aber was soll ich da beschönigen, solange es die unverblümete Wahrheit ist. Gerade durch die Beschreibung klingt es so schäbig, würde ich dagegen meinen verschwommenen Enthusiasmus von damals mit dem gleichen verschwommenen Enthusiasmus beschreiben, dann hätte ich sogar das Zeug zu einem veritablen Romanhelden.

Und wenn nicht, würde ich nur einfach alles wie es sich damals in Wirklichkeit zugetragen hat, etwa die beiden Mädchen, all die Ereignisse und Vorkommnisse, meine Ängste und Qualen, die Ansichten der Eltern, die Ermahnungen der Verwandtschaft, würde ich all das

naturgetreu aufschreiben, ergäbe das eine recht interessante Fortsetzungsgeschichte, aber da ich weder das Zeug noch die Zeit dazu habe, lass ich's und beschränke mich auf die lang erwartete Bergmannsgeschichte.

Kurz gesagt, ich wurde zu einer Art Deserteur und war bereit, mich bei lebendigem Leib begraben zu lassen, und entschlossen, mich selbst lebendig zu begraben, aber den Namen meiner Eltern und meine Vergangenheit wollte ich, egal wie verzweifelt, um nichts in der Welt diesem Chōzō preisgeben. Und nicht nur Chōzō, ich wollte mit niemandem darüber reden. Keinem einzigen Menschen wollte ich davon erzählen, wenn möglich selbst mir nicht, derart erbärmlich und unsicher fühlte ich mich. Dass Chōzō, auf den etwas wie Arbeitsvermittler nicht so recht passen wollte, sich mit keinem Wort nach meiner Herkunft erkundigte, darüber war ich, obgleich es mir eigenartig vorkam, im Innern froh. Offen gestanden, hatte ich damals noch keine große Übung im Lügen, und Leute anzuschmieren, schien mir immer noch etwas unglaublich Böses zu sein, so dass ich wohl danach befragt, zweifelsohne in der Klemme gesteckt hätte.

Also bin ich dem Chōzō hinterher und wir bogen in eine Seitenstraße ein, und kaum zwei Blöcke weiter wurden die Häuser immer weniger und hier und da lugten vereinzelt Reisfelder hervor. Ich dachte mir, dass es hier nur nach vorne raus zur Straße so lebhaft zugegangen war. Da bogen wir plötzlich wieder in eine Seitenstraße, wo es wieder lebendiger zuing. Am Ende davon befand sich der Bahnhof. Da kapierte ich erst, dass sich die Formalitäten, um ein Bergmann zu werden, nicht erledigen ließen, ohne mit der Bahn zu fahren. Eigentlich hatte ich angenommen, es gäbe hier in der Stadt eine Zweigstelle, wo ich hingeführt werden würde, um dann von einem Mitarbeiter zum Berg gebracht zu werden.

Als wir uns dem Bahnhof etwa auf zehn Meter genähert hatten, fragte ich von hinten:

»Chōzō, nimm ich denn den Zug?«

Es war das erste Mal, dass ich diesen Mann Chōzō gerufen hatte. Ohne eine Spur der Überraschung, von einem wildfremden Menschen beim Vornamen gerufen zu werden, drehte er sich um.

»Ja, so ist es.«

Er nickte und betrat den Bahnhof.

14

Ich stand im Eingang des Bahnhofs und überlegte. Hat der Kerl wirklich vor, mit mir im Zug bis dorthin zu fahren. Das ist schon fast zuviel der Freundlichkeit. Der kennt mich gar nicht, wie kommt er darauf, sich derart für mich reinzuhängen, das ist doch komisch. Wahrscheinlich ist der Kerl ein Schwindler. Jetzt erst kam mir dieser Gedanke

und plötzlich verging mir jede Lust auf's Zugfahren. Ich überlegte, aus dem Bahnhof hinauszustürmen und lenkte meine Schritte vom Bahnsteig weg Richtung Ausgang. Aber ich konnte mich nicht recht entschließen loszugehen und starrte gedankenverloren auf den roten Ladenvorhang eines Teehauses vor dem Bahnhof, da wurde ich plötzlich von weitem durch eine laute Stimme angehalten. Sofort erkannte ich die Stimme Chōzōs, die gleiche wie im Kiefernain. Als ich mich umdrehte, schaute er weit hinten, nur das Gesicht schräg herausgestreckt, heftig seinen Kopf auf und ab nickend angestrengt zu mir herüber. Sein übriger Körper war wohl hinter einer Klowand versteckt. Nun da er mich gerufen hatte, ging ich in Richtung seines Gesichtes.

»Wär besser, er erledigt sein Geschäft, bevor wir in den Zug steigen.«

Ich spürte keinen Drang und winkte ab, aber da er nicht locker ließ, stand ich schließlich neben ihm, und nun ja, unappetitliches Thema pinkelte. Da hat sich meine Meinung wieder geändert. Bis auf meinen Körper besaß ich nichts. Mir konnte niemand etwas wegnehmen oder mich betrügen, ich hatte weder Ehre noch Besitz und es war von weitem zu erkennen, dass an mir nichts von Wert dran war. Indem ich mein Selbst von heute mit dem von gestern vermischt hatte, bekam ich Angst vor Chōzō, und das war gerade so, als wenn sich einer, der bereits entlassen wurde, Sorgen macht, sein Gehalt würde gepfändet. Chōzō mochte zwar keine Bildung haben, aber weder Bildung noch sonst was bedarf's, um nicht auf den ersten Blick festzustellen, wie es um mich bestellt war. Vermutlich wird er, falls er mich als Bergmann vermittelt, eine Vermittlungsgebühr verlangen. Und wenn schon, wär in Ordnung. Etwas vom Lohn abgezweigt, und schon hätte es sich, all das kam mir beim Pinkeln.

Um zu dieser Lösung zu kommen, bedurfte es zwar wenig Zeit, aber jeder Menge Hin- und Herüberlegens. Trotz meiner Anstrengungen konnte ich nicht erkennen, dass Chōzō ein Schlepper im einfachen Sinne des Wortes war, was einfach meinen jungen neunzehn Jahren zuzurechnen war.

Ein Junger hat einfach Lehrgeld zu zahlen: da war ich also an diesen Schlepper geraten und es war geradezu lächerlich, daß ich mir den Kopf darüber zerbrach, ob seine Hilfe, einem Gefühl liebenswürdiger Fürsorge entsprungen, nicht doch aus reiner Gefälligkeit geschehen würde. Nachdem wir beide unser Geschäft verrichtet hatten und Richtung Eingang zum Warteraum Dritter Klasse gingen, sagte ich denn einigermaßen förmlich zu Chōzō:

»Es ist wirklich nicht nötig, dass Sie mich bis ans Reiseziel begleiten, deshalb reicht es bis hierher.«

Da machte Chōzō ohne zu antworten, ein verwundertes Gesicht, und da er mich schweigend anschaute, nahm ich an, ich hätte meinen Dank nicht angemessen ausgedrückt.

»Vielen Dank für alles, was Sie für mich getan haben. Von jetzt an komme ich alleine zurecht, bitte machen Sie sich deshalb keine weiteren Umstände.«

Damit neigte ich meinen Kopf tief vor ihm.

»Alles alleine schaffen?« sagte Chōzō. Nur dieses Mal ersparte er sich sein Er.

»Ich schaff es« entgegnete ich.

»Wie denn? « fragte er zurück.

»Wenn ich jetzt von Ihnen alles Nötige erfahre, dann werde ich vor Ort Ihren Namen nennen und es wird schon klappen.« gab ich bedrängt und verlegen zurück. Da ließ er mich abblitzen:

»Wenn er meint, so einfach Bergmann zu werden, indem er nur meinen Namen nennt, dann täuscht er sich gewaltig. Bergmann, sowas wird man nicht so leicht.«

Schließlich blieb mir nur noch entschuldigend abzuwiegeln:

»Aber das ist doch zuviel verlangt.«

»Was soll denn diese Zurückhaltung, bring ihn bis dorthin, keine Sorge. Ist halt Schicksal, dass wir uns über den Weg gelaufen sind. Hahaha.«

Er lachte.

»Das ist aber... Vielen Dank auch! « lenkte ich zuletzt ein.

15

Wir setzten uns nebeneinander auf die Bank und allmählich füllte sich der Bahnhof mit Leuten. Meist waren es Leute vom Land. Darunter auch welche, die wie Chōzō einen *Hanten*, respektive *Dotera* trugen und dazu noch eine Tragestange schulterten. Daneben waren Kaufleute, die wie Großstadtkerle mit speckiger Schürze und seltsam verdellten Filzhut herumliefen. Alles andere war noch auf den Beinen und um unserer Bank herum wimmelte es von Geräuschen und Stimmen, als sich scheppernd die Tür zum Fahrkartenschalter öffnete. Alle die es kaum erwarten konnten, erhoben sich eilends und drängten sich vor das Drahtgitter. Hier war Chōzō die Ruhe selbst. Indem er sich eine seiner zu Fludern platt gedrückten *Asahi* zwischen die dicken Lippen steckte, wandte er mir sein kantiges Gesicht zu zwei Dritteln zu und fragte:

»Hat er denn Fahrgeld?«

Schon wieder galt es, meine Unreife bloßzustellen, denn offen gestanden, an Fahrgeld hatte ich bis auf den Moment keinen einzigen Gedanken verschwendet. Es war der Gipfel an Dummheit, mit dem Zug fahren zu wollen ohne darauf zu kommen, dass dafür Geld nötig sei. Meine Dummheit gebe ich uneingeschränkt zu, denn Tatsache ist, dass ich bis zu jener Frage schlicht unbesorgt war, so als könnte ich gratis mitfahren. Ich weiß nicht recht, aber im Grunde meines Herzens hatte ich mich wohl unterschwellig darauf

verlassen, solange ich mich nur an Chōzō dranhänge, würde der für alles sorgen. Ich hab das allerdings nicht im Geringsten so empfunden. Daß dem so gewesen sei, läßt sich heute, auch wenn es sich um mich selbst dreht, schwer behaupten. Aber angenommen, ich hätte kein solches Geborgenheitsgefühl gehabt, dann wäre es, egal wie dumm und neunzehn Jahre jung, kaum denkbar, dass ich einen Bahnhof betreten hätte, ohne auch nur an die ersten Buchstaben von *Fahrgeld* zu denken. Zu allem Überdruß hatte ich trotz dieser Abhängigkeit diesem Chōzō grade erklärt, ich brauch jetzt Ihre Hilfe nicht mehr, besten Dank auch, von jetzt an komm ich alleine zurecht, und entschieden seine Begleitung abgelehnt. Was ging da bloß in meinem Kopf vor? Da ich immer wieder solchen Situationen begegnet bin, habe ich mir schließlich eine Theorie zurechtgelegt.– Wie es bei Krankheiten eine Inkubationszeit gibt, genauso gibt es für unsere Gedanken und Gefühle eine Inkubationszeit. Während dieser Inkubationszeit sind wir uns, obwohl wir bestimmte Gedanken haben, oder von bestimmten Gefühlen gelenkt werden, dessen nicht im geringsten bewußt. Und solange diese Gedanken und Gefühle nicht durch einen Auslöser von außen an die Oberfläche unseres Bewußtseins gelangen, werden wir stets abstreiten, dass wir ein Leben lang unter deren Einfluß gestanden hätten. Und zum Beweis reden und tun wir in einer Tour genau das Gegenteil. Aber all das Reden und Tun ist von außen betrachtet voller Widersprüche. Sogar einem selbst kommen dabei gelegentlich Zweifel. Und selbst wenn wir solche Zweifel gar nicht verspüren, kommt es vor, dass wir furchtbare Qualen leiden. Jene Qualen wegen des Mädchens, die ich vorhin schilderte, sie gehen letztlich auch darauf zurück, dass ich diese Inkubationssache an mir selbst nicht erkennen konnte. Könnte man dieses Unbekannte, bevor es unser Herz überfällt, durch die Injektion einer Art Radikalmedizin zum Absterben bringen, wieviele Widersprüche des Menschen, wieviel Unglück auf dieser Welt würde gar nicht erst entstehen. Aber die Dinge verlaufen nun mal nicht so, wie wir es uns wünschen, und das ist für uns Menschen und insbesondere für mich äußerst bedauerlich.

Nun, als ich von Chōzō gefragt wurde »Hat er denn Fahrgeld?« war ich platt und fiel aus allen Wolken. Von den zweiunddreissig *Sen* kann nach Abzug der Schmalzkrapfen und des Tees so gut wie gar nichts übrig sein. Keinen *Sen* für das Fahrgeld, und dabei eine Miene machen, Bergmann zu werden, das war recht unverföhren, und indem mir das bewußt wurde, fingen meine Wangen plötzlich an zu glühen. Im Nachhinein finde ich das richtig niedlich. Wenn mich heute, sagen wir mal in der Tram, jemand auffordern würde, meine Schulden zurückzuzahlen, wär das zwar unangenehm, aber auf keinen Fall würde ich rot anlaufen. Natürlich würde mir heute nicht im Traum einfallen, jemandem wie diesem Schlepper Chōzō gegenüber den Hauch heiliger Schamröte zu verschwenden.

Ich wollte, warum auch immer, Chōzō gegenüber sagen, ich hätte das Fahrgeld. Da dem aber nicht so war, konnte ich schlecht lügen. Wenn es mit einer Lüge abgegangen wäre, hätte ich wohl entschlossen gelogen, aber da es darum ging, jetzt auf der Stelle die Fahrkarte zu kaufen, wär ich sofort damit aufgefliegen und saß in der Klemme. Hingegen einfach nur zu sagen, ich hab das Fahrgeld nicht, bereitete mir ungemaine Qualen. Ich war halt ein Kind, aber nicht einfach nur so, sondern schon ein wenig größer, bereits von Begierden und Kummer umgetrieben, ein Kind, mal von durchschnittlichem Menschenverstand, mal davon verlassen, das alles verkomplizierte die Sache. Deshalb konnte ich weder sagen, ich hab das Fahrgeld, noch, ich hab es nicht, beides fiel mir schwer, daher antwortete ich:

»Ein bißchen hab ich.«

Hätt ich das nur frei von der Leber weg hervorgebracht, aber nachdem ich schon rot angelaufen war, brachte ich Idiot auch das nur schrecklich gewunden heraus.

»Ein bißchen! Wieviel hat er denn?« fragte Chōzō zurück. Ihn kümmern weder meine roten Backen noch meine Gewundenheit. Er will nur wissen, wieviel ich noch habe. Aber leider weiß ich das selber nicht genau. Jedenfalls kann von den zweiundreißig *Sen* nach Abzug der drei Teller *Manju* und den fünf *Sen* für den Tee nicht mehr allzuviel übrig sein. Gerade so viel, dass es unerheblich ist, ob da noch was ist oder nicht.

»Wirklich nur noch sehr wenig. Es reicht wohl auf keinen Fall.« gab ich endlich offen zu.

»Was nicht reicht, geb ich dazu, kein Problem. Jetzt gib erst mal, was noch da ist.« meinte er gelassener, als ich erwartet hatte. In dem Augenblick schien es mir unseriös, Münze für Münze abzuzählen, oder auch den Eindruck zu erwecken, ich wolle etwas davon zurückzuhalten, deshalb holte ich meinen Geldbeutel raus und überreichte ihn als ganzes Chōzō. Es war ein Luxusartikel, aus Krokodilleder gefertigte, edle Ware, und als ich es von meinem Vater bekam, hielt er mir ausdrücklich einen Vortrag dazu, es handle sich um ein sehr teures Stück. Als Chōzō den Geldbeutel in Empfang nahm, betrachtete er ihn kurz und meinte:

»Hmm, nicht gerade billig, was.« und steckte ihn ohne auch nur den Inhalt zu prüfen in die Tasche seiner Arbeitsschürze. Es war ja in Ordnung, dass er den Inhalt nicht weiter prüfte, aber er sagte:

»Na, dann werd ich die Fahrkarten kaufen, inzwischen muß hier auf alle Fälle warten, verstanden! Wenn wir uns aus den Augen verlieren, ist es aus mit Bergmann.«

Indem er das klarstellte, entfernte er sich von der Sitzbank und verschwand rasch in Richtung Fahrkartenschalter. Er mischte sich unter die Menge und wartete ohne umzuschauen darauf, bis die Reihe an ihn kam die Fahrkarten zu kaufen. Seit wir

vorhin das Teehaus verlassen hatten war Chōzō bis hierher keinen Schritt von meiner Seite gewichen, und wenn, dann rief er mir sogar aus dem Pissoir nach, aber jetzt beim Fahrkartenkauf, als er den Geldbeutel in Empfang genommen hatte, schien es ganz so, als hätte er mich vergessen. Vermutlich hatte er keine Zeit, einen Blick herüber zu werfen, weil derart viele Leute da waren. Im Gegensatz dazu beobachtete ich eindringlich Chōzōs Gestalt von hinten, und seltsam angespannt verfolgte ich, wie Chōzō, immer wenn einer nach dem andern sein Ticket bekam, allmählich dem Fahrkartenschalter näher kam. Der Geldbeutel an sich war zwar prächtig, aber sobald er geöffnet werden würde, kämen nur Kupfermünzen heraus. Sobald er ihn öffnet, wird Chōzō zweifellos entsetzt sein ›was ist denn das, nur noch so wenig?‹ Er tut mir jetzt schon leid. Wieviel wird er noch drauflegen müssen, während ich derlei überflüssigen Sorgen nachhing, kam Chōzō mit gelassener Miene zurück.

»Also, das ist seine hier« und dabei steckte er mir eine rote Fahrkarte zu, ohne etwas davon zu sagen, um wieviel es nun nicht gereicht hätte.

»Danke!« sagte ich knapp, denn es wäre mir peinlich gewesen, von mir aus nachzufragen, wieviel ich nun schuldig sei. Aber auch die Sache mit dem Geldbeutel habe ich auf sich beruhen lassen. Auch Chōzō kam nie mehr darauf zu sprechen. Folglich lief es darauf hinaus, dass ich ihn ihm überlassen hatte.

17

Dann stiegen wir also zusammen in den Zug ein. Hier passierte nichts Bemerkenswertes. Nur als sich ein Mann voller Furunkeln, dazu mit entzündeten Triefaugen und mit Pockennarben übersät, neben mich setzte, verging mir plötzlich die Laune und ich wechselte den Platz auf die andere Seite. Wenn ich es mir jetzt überlege, befand ich mich damals in einem ziemlich seltsamen Zustand. Ich war von zu Hause durchgebrannt, hatte mich entschlossen, als Bergmann zu verkommen, da sollte man meinen, ich würde vor nichts mehr zurückschrecken, und dennoch wollte ich dem Häßlichen nicht zu nahe kommen. In dieser Stimmung wäre ich sicher auch noch einen Tag vor meinem Selbstmord vor dem triefäugigen Nachbarn geflohen. Das heißt leider nicht, dass ich in allen Dingen derart konsequent war. Vor allem war ich, als ich Chōzō und der Wirtin vom Teehaus begegnete, entgegen meiner sonstigen Art ohne auch nur ein Stöhnen vernehmen zu lassen, im Innersten die Sanftheit in Person. Da war weder etwas von Debattieren, von Behaupten, oder etwas wie Rückrat, nichts davon. Natürlich muß dabei in Rechnung gestellt werden, dass ich zu dem Zeitpunkt ausgehungert war, aber Hunger allein kann es nicht gewesen sein. Also ein Widerspruch – schon wieder ein Widerspruch, ich geb's auf. Ich hab die dumme Angewohnheit, sobald ich auch nur ein wenig Zeit dazu finde, über

dieses schillernde aller Abenteuer meines Lebens nachzudenken. Und sobald ich darüber nachdenke, schwinde ich ohne mit der Wimper zu zucken, das Autopsiemesser kreuz und quer, zerlege meine damaligen Gefühlsregungen nach Strich und Faden, um immer wieder zur gleichen Einsicht zu kommen, dass ich sie nicht verstehe. Sage niemand, ich hätte das alles vergessen, weil es in der Vergangenheit zurückliegt. Derart eindringliche Erlebnisse hatte ich in meinem Leben kein zweites Mal. Grundverkehrt wäre es zu meinen, alles gehe auf den unerfahrenen Leichtsinn eines Jungspunds zurück, der noch keine zwanzig war, wodurch alles chaotisch durcheinander sei und nicht auf den Punkt gebracht werden kann. Zum Zeitpunkt meiner Erlebnisse kann man nicht anders als von chaotischem, blindem Handeln sprechen, aber um zu verstehen, wie es zu dieser Unbesonnenheit kam, dazu bedarf es des Urteils meines jetzigen, gelassenen Verstandes. Denn es ist ja so, daß diese Reise zum Bergwerk heute für mich wie ein alter Traum ist, und nur deshalb kann ich darüber für Leute verständlich schreiben. Nicht nur weil die Leidenschaftlichkeit von damals abgeklungen ist, finde ich den Mut, hier alles ganz schonungslos niederzuschreiben. Hätte ich nicht die Muße und die Gelassenheit, mein damaliges Selbst vor meine gegenwärtigen Augen zu zerren und bis ins kleinste Detail zu untersuchen, ich könnte das alles auf diese Weise gar nicht beschreiben. Laien denken, die an Ort und Stelle beschriebene Erfahrung sei am authentischsten, aber das ist ein großer Irrtum. Denn die Umstände im Augenblick des Geschehens führen, vom momentanen Gefühlsimpuls fortgerissen, meist zu unglaublichen Beschreibungsfehlern. Hätte ich meine Reise ins Bergwerk unmittelbar in meiner damaligen Gefühlsstimmung etwa als Tagebuch aufgeschrieben, wäre dabei nichts als eine unreife, überspannte und mit Lügen gespickte Geschichte herausgekommen. Jedenfalls wäre es nichts geworden, was ich wie hier jetzt den Leuten hätte zum Lesen vorlegen können.

Um mir den Anblick des Triefauges zu ersparen, setzte ich mich auf die andere Seite, während Chōzō kurz auf mich und das Triefauge blickte, aber unverändert auf seinem ursprünglichen Platz sitzen blieb. Ich war voller Bewunderung, dass Chōzō so viel stärkere Nerven hatte als ich. Als er aber auch noch anfang, sich seelenruhig mit dem Triefauge zu unterhalten, kühlte meine Bewunderung ein wenig ab.

»Geht's wieder in den Berg?«

»Ja, bring wieder einen hin.«

»Der da?« dabei blickte das Triefauge zu mir herüber. Chōzō wollte wohl gerade antworten, aber da trafen sich kurz unsere Blicke, daher hielt er seine dicken Lippen geschlossen und drehte sich zur Seite. Das Triefauge wandte sich seinem Gesicht zu und meinte:

»Wird wieder mächtig verdienen, was!«

Bei den Worten steckte ich meinen Kopf eilends zum Fenster hinaus. Draußen vor dem Fenster spuckte ich aus. Durch den Fahrtwind flog mir die Spucke geradewegs wieder ins Gesicht. Recht unangenehm. Auf der vorderen Bank unterhielten sich zwei fremde Männer.

»Also, nehmen wir an, da steigt ein Dieb ein.«

»Auf leisen Sohlen oder was.«

»Was denn, ein richtiger Raubüberfall. Und da bedroht er ihn mit einem gezückten Schwert.«

»Und weiter? «

»Da hat ihm der Hausherr, weil es ja nun mal ein Dieb war, nehmen wir mal an, Falschgeld gegeben und es geschafft, dass er umkehrt.«

»Und dann? «

»Später stellt der Dieb fest, dass es sich um Falschgeld handelt, und von da an erzählt er jedem der es hören will, der Hausherr da, das ist ein Geldfälscher, ein Geldfälscher sei das. Was meinst du, Tsune, mein Alter, wessen Verbrechen wiegt schwerer? «

»Was wessen? «

»Na, der Dieb oder der Hausherr.«

»Tjaa, na jaa«

Sein Gegenüber schien um eine Entscheidung verlegen. Ich wurde schläfrig und legte meinen Kopf ans Fenster und döste vor mich hin.

18

Kaum schläft man, verschwindet die Zeit. Jeder, für den der Verlauf der Zeit eine Qual ist, sollte schlafen. Sterben ist vermutlich ähnlich. Sterben scheint so einfach und ist doch ziemlich schwierig. Für den gewöhnlich Sterblichen ist zunächst der Schlaf die einfachere Alternative. Judoka lassen sich manchmal von einem Kameraden die Gurgel zudrücken. An einem ewig langen Sommertag ohne Atemzug für fünf Minuten tot im Dōjō zu liegen, um sich dann wiederbeleben zu lassen, da fühlt man sich wie neu geboren –zumindest hat mir das mal jemand erzählt.– Vor Angst, etwas könnte schief laufen und tatsächlich tödlich enden, habe ich selbst nie um eine derart rabiate Behandlungsweise gebeten. Der Schlaf mag nicht von so großer Wirkung sein, aber dafür besteht auch keine Gefahr, ungewollt sein Leben zu lassen, und für jemanden, der Sorgen hat, unter Seelenqualen leidet, wer Schmerzen zu ertragen hat, insbesondere wenn er als Vorstufe zur Selbstvernichtung entschlossen war, sein Leben als Bergmann zu fristen, für den war der Schlaf die größte Gabe der Natur. Diese Naturgabe kam nun zufällig auch auf mich herab. Ehe ich mich versah, und ohne auch nur ein Wort des Dankes sagen zu können,

war ich vollkommen weggetreten und ich habe diese Zeit, die wir, solange wir leben, unausweichlich bewußt erleben müßten, ganz und gar totgeschlagen. Aber ich wachte auf. Im Nachhinein wurde mir erst klar, dass ich die ganze Zeit, während der Zug in Bewegung war, tief und fest geschlafen hatte, und erst als er anhalt, wurde mein Schlaf in seinem Rhythmus unterbrochen und war wie verflogen. Es scheint, dass ich im Schlaf zwar die Zeit vergaß, aber irgendeine Fähigkeit hatte, unverändert auf die Bewegung im Raum zu reagieren. Daher mußte ich, um meine Qualen wirklich zu vergessen, wohl wirklich sterben. Aber sobald ich meine Qualen hinter mich gelassen hätte, wollte ich mit Sicherheit wieder leben, das heißt um ganz offen zu sein, mein Ideal wäre ein Sterben und Leben im ständigen Wechsel, das wäre das beste.

Einfach so dahin geschrieben, scheint es ein billiger Scherz zu sein, aber nichts liegt mir ferner, hier drollige Witze zu machen. Ich meine das mit vollem Ernst. Dieses Ideal habe ich nicht eben aus der Laune heraus und von Erinnerungen an meine Vergangenheit fortgerissen leichtfertig dazu erfunden. Dieser Gedanke kam mir, als ich beim Anhalten des Zuges plötzlich aufwachte. Etwas derart Albernes wird jeder witzig finden, aber damals hab ich ganz aufrichtig derart Albernes empfunden, da war nichts zu ändern. Aber je lächerlicher dieser Gedanke wirkte, desto bemitleidenswerter kommt mir mein damaliger Zustand vor. Ernsthaft eine derart übergeschnappte Hoffnung zu hegen, das allein zeigte schon, in welch elendem Zustand ich mich damals befand.

Als ich die Augen kurz öffnete, stand der Zug bereits. Vor dem Gedanken, ah, der Zug hat angehalten, kam mir als erstes der Gedanke, ich war ja in einen Zug eingestiegen. Aber halt, aus dem Innern meines Kopfes sprudelte, was sich da zusammengebraut hatte, mit einem Mal wie zu einem Klumpen verdichtet heraus, ah ja, Chōzō ist ja da, ich werd ja Bergmann, hab ja kein Fahrgeld, bin ja von zu Hause abgehauen, ja was war denn da, ah ja so war's ja, ja.... Die Geschwindigkeit, mit der alles hervorkam, wie soll ich sagen, war nicht mit Worten zu fassen, irgendwie blitzartig, irgendwie beängstigend. Ich habe später von jemandem gehört, der in dem Moment, als er drauf und dran war zu ertrinken, sein ganzes bisheriges Leben im Großen wie im Kleinen vollständig vor seinen Augen gesehen hatte, und wenn ich an meine damalige Erfahrung denke, handelte es sich dabei keineswegs um eine Lüge. Kurzum, etwa mit der gleichen Geschwindigkeit erfaßte ich damals meine Situation und meine Lebensumstände in der realen Welt. Und indem ich sie erfaßte, überkam mich plötzlich ein Gefühl des Ekels. Mit dem Wort Ekel läßt es sich nicht annähernd fassen, trotzdem habe ich nicht vor, es anderweitig zu beschreiben, daher beläß ich es bei Ekel. Jeder der ein ähnliches Gefühl erfahren hat, wird auch damit sofort intuitiv spüren, ach ja, das muß es sein. Wer diese Erfahrung noch nie gemacht hat, sollte sich glücklich schätzen, denn darauf kann man durchaus verzichten.

Inzwischen hatten sich in unserem Abteil zwei, drei Leute erhoben. Von draußen kamen wiederum zwei, drei Leute herein. Platz suchende Blicke, Hab-ich-was-vergessen-Gesichter, wiederum Leute, die einfach nur ihre Sitzposition wechselten, ihren Kopf aus dem Fenster steckten oder gähnten, das alles zusammen genommen, diese Unruhe begann den momentanen Zustand aufzulösen und ich war mir bewußt, dass alles in meiner unmittelbaren Umgebung in Betriebsamkeit geriet. Indem ich mir dessen bewußt wurde, empfand ich, dass ich mich, während alle Leute betriebsam waren, anders als normale Menschen, in keiner Weise davon mitgerissen fühlte und ein Außenseiter war. Obwohl sich unsere Ärmel berührten, unsere Knie aneinander stießen, hatte ich das Gefühl, meine Seele sei ohne den geringsten Bezug, ein Gespenst, das sich aus dem Jenseits hierher verirrt hatte. Bisher war ich so recht und schlecht wie die andern auch mitgekommen, aber sobald der Zug anhielt, wurde alle Welt plötzlich heiter und aufsteigend. Ich dagegen wurde schlagartig trübsinnig und sank tiefer, und bei dem Gedanken, dass ich nie mit ihnen werde Kontakt haben könne, schwand mit einem Mal die Ausdehnung zwischen Rücken und Brust, meine Eingeweide wurden so dünn wie ein Blatt Papier zusammengepresst. In dem Moment rutschte mir die Seele allein runter auf den Boden. Ich schlotterte vor Schamgefühl und war niedergeschlagen.

Aber da stand unvermittelt Chōzō vor mir und mahnte:

»Ist er immer noch nicht wach. Wir steigen hier aus.«

Da kam ich endlich wieder zu mir und stand auf. Es ist schon eigenartig, auch wenn einem die Seele auf den Boden rutscht, solange Blut in den Gliedern zirkuliert, kommt sie, sobald sie gerufen wird, zurück. Aber sollte das nur noch ein wenig heftiger werden, kommt sie nicht mehr wie erwartet in den Körper zurück. Als ich später einmal in der Bucht von Taiwan in schwere Seenot kam, war ich von meiner Seele so gut wie verlassen und hatte größte Not gelitten. Alles kann tatsächlich noch überboten werden. Immer wenn ich glaubte, hier sei der Endpunkt, hier sei der Schlußpunkt und mich in Sicherheit wog, kam es noch schlimmer. Aber damals war dieses Gefühl für mich eine völlig neue, eine äußerst schreckliche Erfahrung.

Im Schlepptau von Chōzōs *Dotera*-Hintern gingen wir durch die Fahrkartenkontrolle nach draußen und kamen auf die Straße einer großen Stadt. Es war nur eine normale Straße, aber ungewöhnlich breit und nicht nur das, sie war derart gerade, dass es fast meine Stimmung klärte. Ich stand mitten auf der breiten Straße und konnte bis zum entfernten Ende der Stadt hinabschauen. Da überkam mich ein seltsames Gefühl. Dieses Gefühl hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben, daher will ich hier kurz darüber schreiben.

Als meine Lungen vorhin zusammensanken, war die Seele dabei, sich zu entfernen, dem konnte ich gerade noch Einhalt gebieten und wieder die Gedanken eines normalen Menschen fassen, und da ich gerade eben auf die Straße trat, kam zwar meine Seele mit jedem Atemzug wieder in meinen Leib zurück, aber mir war noch immer ganz schwindelig. Ich war kein bißchen beruhigt. Denn wenn ich auch in dieser Welt war, wenn ich auch aus dem Zug ausgestiegen und zum Bahnhof hinausgegangen war, und hier mitten auf der Straße stand, ich war lediglich im Besitz eines dumpfen Bewußtseins, so als würde meine Seele nur widerwillig, aus reinem Pflichtgefühl ihre Aufgabe wahrnehmen, und sie keineswegs aus wahrer Überzeugung heraus als ihre ureigene Berufung anerkennen. Als ich anfang zu schwanken, der Ohnmacht nahe war und alles Interesse verlor, als ich da meine tief eingefallenen Augen aufmachte, öffnete sich der bisher im Zug wie in einer Schachtel eingepferchte nach allen Seiten hin begrenzte Blick, er folgte augenblicklich an die zehn Blöcke weit der geraden Straße hinab. Am Ende der Straße begrenzte ein Berg von fast überfließendem Grün den Blick, ohne ihn einzuschränken und er saugte meine glasigen Pupillen in das Innere dieses Grüns. – Hier überkam mich jenes vorhin erwähnte Gefühl.

20

Zuallererst hat eine Straße, die sprichwörtlich brettleben wie ein Wetzstein ist, etwas unbefangenes Erfrischendes.<sup>iii</sup> Einfacher gesagt, das Auge verirrt sich nicht darin. Sie liegt da, als würde sie einladen, keine Sorge, komm einfach her, und sie gibt keinerlei Anlaß, zurückhaltend oder befangen zu sein. Nicht nur das. Folgt man dieser Einladung und geht immer dieser Geraden nach, kann man ewig weit gehen. Eigenartigerweise will das Auge in keine Nebengasse abbiegen. Je länger die Straße schnurstracks verläuft, desto mehr fühlt sich auch der Blick eingeengt und unbehaglich, wenn es nicht immer geradeaus geht. Ich glaube fest daran, dass so eine Straße parallel zur freien Bewegung des Auges geschaffen wurde. Und wenn man die Häuserreihen zu beiden Seiten betrachtet, –da gibt es Ziegeldächer und Strohdächer –egal ob Ziegel– oder Strohdächer, das macht keinen Unterschied. Je weiter man geht, desto niedriger werden allmählich die Dächer, und hunderte Häuser bilden, als wären sie an einem einzigen Draht aufgereiht, der um das Gefälle auszurichten, von ganz drüben bis hierher gespannt wurde, eine fein säuberlich schräg abfallende Reihe, die bis ins Unendliche fortreicht. Und je weiter weg, desto stärker nähern sie sich dem Erdboden an. Während hier die einstöckigen Häuser zu beiden Seiten, vor denen ich stehe, –ich glaube es waren Herbergen –von einer Höhe sind, dass ich hinaufblicken muß, so sind die Dächer am Ende der Stadt so niedrig, dass sie zwischen zwei Fingern Platz finden. Dazwischen flattert hier ein Türvorhang im

Wind, da ist eine Venusmuschel auf eine Shōji gemalt, solche kleinen Unterschiede gibt es natürlich schon, aber wenn man nur die Häuserreihe bis in die Ferne verfolgt, dann fallen einem mehrere Kilometer in nicht mehr als einer halben Sekunde ins Auge. Von derartiger Klarheit ist es.

Wie vorhin erwähnt, fühlte sich meine Seele ganz verkatert und durch und durch betäubt. Aber sobald ich aus dem Bahnhof hinaustrat, traf ich ganz unvermittelt auf diese klare – man möchte meinen, selbst für einen Blinden klare Landschaft. Da mußte meine Seele erschrecken. Und wie sie erschrak! Zweifellos war sie erschrocken, aber da sie bisher widerwillig herumgestreunt war, brauchte es etwas Zeit, bis sie aus ihrer Trägheit herausgerissen wieder ernst wurde. Jenes seltsame Gefühl, von dem ich vorhin sprach, stellte sich genau in jenem heiklen Augenblick ein, bevor sich meine Seele wieder wedrehen konnte und nachdem ich wahrgenommen hatte, von welcher Klarheit diese Landschaft hier war.

Diese Landschaft in ihrer Weite und strahlenden Helligkeit war meinen bisherigen Empfindungen völlig fremd und einfach wunderbar, aber meine Seele horchte auf, denn wer sich wirklich auf diese Außenwelt einließ, für den würde sie, egal wie strahlend und egal wie beschaulich, zu einer völlig trivialen Gegebenheit der Wirklichkeit werden. Angesichts der Gegebenheiten der Wirklichkeit bekam aller Glorienschein einen schalen Geschmack. Zum Glück war meine Seele in einem speziellen Zustand, –obwohl sie die Kraft hatte, die sichtbare Außenwelt als solche wahrzunehmen, war ihre Fähigkeit, es als unmittelbares Gefühl zu erkennen, ziemlich eingeschränkt– deshalb sah ich diese schnurgerade Straße, diese schnurgeraden Häuserreihen als einen der Realität entsprechenden klaren Traum. Mit der Klarheit und der Gewißheit, die es nur hier im Diesseits gibt, begleitet von einem starken Glücksgefühl, war mir, als berührte ich eine Erscheinung des Jenseits. Ich stand mitten auf der großen Straße. Diese Straße war absolut lang und ebenso gerade. Würde ich gehen, könnte ich bis ans Ende davon gehen. Gewiß könnte ich aus dieser Stadt hinausgehen. Die Häuser links und rechts könnte ich berühren. Ich könnte in den ersten Stock hinaufsteigen, wenn ich wollte. Ich wußte genau, dass ich das alles konnte, aber ich hatte die Vorstellung davon, etwas zu können, vollständig verloren, ich stand nur da und nahm lediglich den Eindruck dieser heftigen Empfindungen in meine Pupillen auf.

Ich bin kein Gelehrter und weiß somit nicht, wie man solch ein Gefühl benennt. Da ich leider keinen Begriff dafür kenne, wurde eine derart umständliche Beschreibung daraus. Aus der Sicht Gebildeter mag das hier etwas Banales sein, und sie werden mich auslachen, sei's drum. Auch später habe ich noch manchesmal ein ähnliches Gefühl erfahren. Aber es war nie mehr so intensiv wie dieses eine Mal. Deshalb dachte ich mir,

vielleicht könnte es von Nutzen sein, es hier ausführlicher zu schildern. Allerdings war dieses Gefühl so schnell verschwunden, wie es entstanden war.

#### Nachbemerkung

Originaltitel: *Kōfu*. Von Natsume Sōseki. Erstveröffentlichung: Von Januar bis April 1908 als Fortsetzungsroman in der Tageszeitung *Asahi shinbun*. Textvorlage: *Sōseki zenshū*, Tōkyō: Iwanami shoten, 1994, Bd. 5, S. 1–269. Seit 1988 liegt eine englische Übersetzung von Jay Rubin vor: *The Miner*. Stanford: Stanford University Press, 189 S.

Hier werden die Kapitel elf bis zwanzig in deutscher Übersetzung vorgestellt. Die vorausgehenden Kapitel wurden in der Zeitschrift »Hefte ostasiatischer Literatur« abgedruckt.<sup>iv</sup> Die Übersetzung ist als PDF-File unter folgendem Link einzusehen:

[http://ds. cc. yamaguchi-u. ac. jp/~emde/HOL\\_DerBergmann1\\_10. pdf](http://ds. cc. yamaguchi-u. ac. jp/~emde/HOL_DerBergmann1_10. pdf)

In Kürze ist die Veröffentlichung der gesamten Übersetzung geplant.

F. H.-E.

---

<sup>i</sup> Eine der Poststationenstädtchen entlang der *Nakasendō*, der Straßenverbindung zwischen Edo und Kyōto. Diese Straße führte im Gegensatz zur küstennahen *Tōkaidō*-Straße durch das gebirgige Landesinnere.

<sup>ii</sup> Seit der Meji-Zeit belebtes Geschäfts- und Vergnügungsviertel im Bezirk Ushigomi in der Nähe des Iidabashi-Bahnhofs im nordöstlichen Bereich Tokyos. Auf einem Ukiyoe von Utagawa Hiroshige abgebildet.

<sup>iii</sup> Anspielung auf eine Gedicht im »Buch der Lieder«, eine Gedichtsammlung der »Fünf Klassiker« der klassischen chinesischen Literatur aus dem 10-7. Jh. v. Christus: »Der Weg nach Chow war wie ein Wetzstein und gerade wie ein Pfeil.« Vgl. *The Miner* S. 34.

<sup>iv</sup> Natsume Sōseki: *Der Bergmann*. Kap.1–10, Hefte Ostasiatischer Literatur Nr. 53, München: Iudicium 2012, 49–68.